Umes Arunagirinathan Peggy Parnass

GRENZEN AKZEPTIEREN WIR NICHT!

ÜBER MIGRATION, HEIMAT UND DEN WERT DER FREIHEIT

rowohlt POLARIS

Umes Arunagirinathan & Peggy Parnass
«Grenzen akzeptieren wir nicht!»

SPERRFRIST BIS ZUM 13.05.2025.

Bitte nicht vor diesem Termin besprechen.

Gemäß § 12 UrhG dürfen die Texte ohne vertragliche Autorisation nicht verwendet werden. Auch nicht durch eine Inhaltsangabe. Dies verbietet § 12, Abs. 2 UrhG. Die Übersendung der Fahnen geschieht unter dem Vorbehalt einer Respektierung dieser Rechtslage. Abdruck nur mit Quellennachweis und nach vorheriger Vereinbarung.

Copyright
Rowohlt Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten.

Unkorrigierte Fassung
Es handelt sich um eine unkorrigierte Arbeitsfassung, die wir Ihnen vorab zur Verfügung stellen. Bitte gleichen Sie deshalb eventuelle Zitate vor Drucklegung noch einmal mit uns ab.

Bitte beachten Sie, dass das beigefügte Material vertraulich und urheberrechtlich geschützt ist. Es ist strengstens untersagt, das Material - ganz oder teilweise - unter Nutzung von Anwendungen künstlicher Intelligenz ("KI-Anwendungen") zu verwenden, die das Material zu Trainingszwecken oder zur Verbesserung der jeweiligen KI-Anwendung nutzen oder für die Erstellung neuer Inhalte im gleichen Stil oder Genre wie das Werk. Der Empfänger verpflichtet sich, alle angemessenen Vorkehrungen zu treffen, um die entsprechende Sicherheit und Vertraulichkeit des Materials zu gewährleisten und die Gefahr von unbefugter Nutzung zu verhindern. Bei Zuwiderhandlung behält der Verlag sich rechtliche Schritte vor. Die Nutzung der Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von §44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Kontakt:
Rowohlt Verlag
Kirchenallee 19
20099 Hamburg
www.rowohlt.de

Pressekontakt
Nora Gottschalk
nora.gottschalk@rowohlt.de
040 – 7272 – 359

rowohlt
POLARIS

Für meine Seelenfreundin Peggy
1927–2025

Umes Arunagirinathan
Peggy Parnass

aufgezeichnet von Doris Mendlewitsch

«Grenzen akzeptieren wir nicht!»

Über Migration, Heimat und den Wert der Freiheit

Rowohlt Polaris

1. Auflage

Originalausgabe
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Kirchenallee 19, 20099 Hamburg, Juni 2025
Copyright © 2025 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg
Die Texte von Peggy Parnass sind in alter Rechtschreibung verfasst.
Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining
im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.
Covergestaltung Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich
Coverabbildung Yvonne Schmedemann
Abbildungen Innenteil: S. 17 Privatarchiv Umes Arunagirinathan;
S. 23 Privatarchiv Peggy Parnass; S. 119 Privatarchiv
Umes Arunagirinathan, Foto Sughanthy Puvaneswaran
Satz Chronicle Text
Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-499-01783-4

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
produktsicherheit@rowohlt.de

«Und ich bin immer noch da, ich kann noch denken, kann noch hilfreich sein. Denn man muss an die Welt denken und nicht an sich. Das ist ein Massel, wenn man das weiß.»

Erika Padan Freeman[1]

Inhalt

Liebe auf den ersten Blick 9
Trennungen 13
Mütter und Väter 19
Kein Zutritt 25
Ankommen 31
Heimat 37
Schwieriger Status 41
Stolpersteine 45
Ausweichversuche 49
Zurück 53
Kim 57
Verfahren 61
Prozesse 65
Kompass 71
Keine Stunde null 75
Mitreiter 83
Trigger 89
Alter 95
Heimat 99
Brücken 103
Erkennen 107
Reue 111
Liebe 115

Danksagung 120
Quellennachweis 123

Liebe auf den ersten Blick

Uns trennen gut fünfzig Lebensjahre, zwei Kontinente, die Hautfarbe, das Geschlecht und auch sonst eine ganze Menge. Trotzdem verliebe ich mich sofort in Peggy, als ich ihr das erste Mal begegne. Es war auf dem Frühjahrsempfang des *Hamburger Abendblatts* im Hotel Vier Jahreszeiten in Hamburg. Ein bedeutendes Event im Kosmos der Stadt, sehr wichtig für die Persönlichkeiten aus Kunst und Kultur, Politik und Wirtschaft. Eigentlich bin ich gekommen, um zu netzwerken, mit den richtigen Leuten ins Gespräch zu kommen und damit vielleicht meine Karriere zu fördern. Doch dann sehe ich sie. Mitten unter all den bedeutenden Menschen entdecke ich eine hochbetagte Frau im Rollstuhl, mit einer Mähne von rotem Haar, rotem Lippenstift auf sehr großem Mund, einem wirklich knallroten Lippenstift. Sie als außergewöhnliche, auffallende Erscheinung zu bezeichnen, wäre noch untertrieben. In ihrem Rollstuhl ist sie einen guten halben Meter kleiner als alle anderen und dennoch das Zentrum einer großen Gruppe von Menschen. Ich kenne sie aus der Presse: Es handelt sich um Peggy Parnass, die Verkörperung des unkonventionellen Lebens, Schauspielerin, Publizistin, Gerichtsreporterin, politische Aktivistin, eine wütende, radikale, zärtliche, chaotische, immer wieder an sich und anderen scheiternde, enorm durchhaltefähige Frau – eine rothaarige Provokation für jeden Menschen, der es gern bequem hat.

Rainer Neumann, ihr Begleiter, steht neben ihr. Wir kennen uns, weil er an meinen Büchern interessiert ist. Er winkt mich heran und stellt mich vor: «Peggy, das ist Dr. Umes, der Herzchirurg, der auch Bücher schreibt.» Sie blickt mich mit ihrem – selbst im hohen Alter noch frechen – Jungmädchenlächeln an, und ich bin von der ersten Sekunde an fasziniert von ihr. Wir reden miteinander, als kennten wir uns schon seit Urzeiten. Sie fragt mich gleich nach meiner Familie, meiner Herkunft – worauf ich sonst manchmal ein bisschen allergisch reagiere. Meistens antworte ich, dass ich Hamburger bin. Darauf beharre ich, insbesondere wenn Menschen nachfragen: «Aber woher denn wirklich?» Mit Peggy ist das ganz anders. Peggy fragt nicht aus einer oberflächlichen Neugier heraus. Sie will genau wissen, was mich geprägt hat, wer ich bin, aus reiner Empathie. Und sie kann sich sofort vorstellen, was alles in meiner kurzen Antwort steckt: «Ich bin auf Sri Lanka geboren und mit dreizehn Jahren hierhergekommen. Allein.» Ich muss es genauer sagen: Sie stellt es sich nicht vor, sie *weiß*, was das heißt. Sie hat es nämlich selbst erlebt. Mit elf Jahren musste auch sie ihre Heimat und ihre Familie verlassen. 1939 wurde sie mit einem Kindertransport nach Schweden geschickt, ohne Familie, ohne Eltern, nur mit ihrem kleinen Bruder Gerd. Ihre Mutter hielt es für die einzige Möglichkeit, die Kinder vor der nationalsozialistischen Verfolgung zu retten. Sie hatte recht. Der allergrößte Teil von Peggys jüdischer Familie kam um, auch ihre Eltern.

Peggy hat schreckliche Dinge erlebt, war als junge Frau länger im Ausland, und doch ist sie zurückgekehrt nach Deutschland. Ganz tief in ihr verbirgt sich eine Trauer, die nie vergangen ist. Sie ist ein Teil von ihr, außerdem eine

Triebfeder für ihr unermüdliches Engagement. Es gab Phasen in Peggys Leben, da war diese Trauer sehr präsent, drohte sogar die Oberhand zu gewinnen. Doch Peggy war eine Kämpferin, bei aller Verletzlichkeit eine unglaublich starke, lebenslustige Frau.

Die Begegnung mit Peggy hat mich tief berührt. Sie hat mich erkannt, ich habe sie erkannt. Nach unserer ersten Begegnung habe ich sie oft besucht, wir haben stundenlang geredet, ich habe viel über uns beide nachgedacht und eine Menge von ihr gelesen. Peggy hat etliche Bücher geschrieben, zahllose Interviews gegeben und freimütig Einblick in ihr Leben gewährt. Daraus ist die Idee entstanden, ein gemeinsames Buch über unsere Erfahrungen zu verfassen. Es dreht sich um zentrale Themen wie Heimat, Verfolgung, Freundschaft, Schmerz, Trennung oder Fremdsein. Ausgewählte Auszüge aus ihren Publikationen stehen meinen Erlebnissen und Ansichten gegenüber. Sie sind teilweise konträr zu ihren, stammen aus ganz anderen Kontexten, aber: Das Gemeinsame überwiegt. Wir wollen mit diesem Buch ermutigen und anhand unserer Lebensgeschichten über die Grenzen von Hautfarben und Staatsangehörigkeit, Alter und Geschlecht hinausschauen.

Peggy hat das Erscheinen dieses Buchs nicht mehr erlebt. Sie starb am 12. März 2025 in Hamburg-St. Georg, bis zuletzt betreut und umsorgt von lieben Menschen. Die Fertigstellung des Manuskripts hat sie mit wachem Interesse verfolgt. Sie war sehr glücklich darüber, dass sie ein Vermächtnis in dieser gemeinschaftlichen Form hinterlassen konnte. Ich habe nach ihrem Tod nichts mehr am Text verändert. Denn ich kann mir Peggy nicht als Vergangenheit vorstellen. Sie

ist für mich gegenwärtig, mit ihrem Humor, ihrer Wut, ihrer Kraft, ihrem Durchhaltevermögen. Sie ist und bleibt ein Gewinn für mein Leben und für das vieler anderer auch.

Trennungen

Was Peggy und mich, jenseits aller politischen oder gesellschaftlichen Überzeugungen, verbindet, sind Trennungen. Wir haben beide auf extreme Weise erfahren, was es heißt, wenn man jemanden verlassen muss. Oder besser gesagt: wenn man weggeschickt wird, weg von der wichtigsten Person im Leben, weg von der Mutter. Als ich von Peggys Kindheitserlebnissen und von ihrer Verschickung nach Schweden erfuhr, hat mich das im Herzen getroffen. Denn diesen Schmerz kenne ich nur zu gut.

«Mutti hat uns zur Bahn gebracht, zum Hamburger Hauptbahnhof. Seitdem hasse ich den Bahnhof noch mehr als andere Bahnhöfe. Ich kann auch keine Züge sehen, ohne daß mir schlecht wird. Mutti sagte, sie kommt in einem halben Jahr nach, aber das war natürlich Quatsch. Obwohl sie wußte, daß sie uns nie wiedersieht, stand sie da und hat gelacht, ihr herrliches Lachen mit weit aufgerissenem Mund, und gewunken, solange wir sie sehen konnten. Damit uns der Abschied nicht so schwerfällt. Hat auch nichts genützt.

Ist nicht wahr. Hat es doch.»[2]

Dieser sogenannte Kindertransport, mit dem Peggy und ihr jüngerer Bruder 1939 nach Schweden geschickt wurden, wurde über die Kinderabteilung der jüdischen Gemeinde Hamburg organisiert. Federführend war Eva Warburg,

Tochter des Bankiers Fritz Warburg. Sie leitete zunächst ein Tagesheim für jüdische Kinder und versuchte, als der antisemitische Druck in Deutschland immer stärker wurde, jüdische Kinder ins Ausland zu evakuieren, um sie in Sicherheit zu bringen. Die Eltern sollten ihre eigene Flucht oder auch möglicherweise die Auswanderung nach Palästina ohne die zusätzliche Sorge um die Kinder bewerkstelligen können. Wahrscheinlich sind rund 500 deutsche und österreichische Kinder durch diese Transporte nach Schweden gerettet worden.

Peggys Name steht als «Ruth Parnass» auf einem Notizblock von Eva Warburg, auf dem sie die für die Verschickung vorgesehenen Kinder notierte. Ruth war damals noch ihr Rufname, den Namen Peggy gab sie sich erst später selbst. Unter ihrem Eintrag befindet sich eine weitere Notiz mit «Parnass», der Vorname ist unleserlich. Wahrscheinlich handelt es sich um Peggys sieben Jahre jüngeren Bruder Gady, damals noch Gerd. Der Notizzettel mit der entschiedenen Handschrift Eva Warburgs ist in seiner Schlichtheit und zugleich Schicksalsbedeutung ein eindrückliches Dokument. Wenn man es anschaut, stellt man sich unwillkürlich die Frage, welche glücklichen und tragischen Geschichten sich hinter all den Namen verbergen. Und was mit denen geschehen ist, deren Namen es nicht auf die Liste geschafft haben. Der Zettel befindet sich im Archiv der zentralen israelischen Gedenkstätte Yad Vashem.[3]

Ohne Vorbereitung, ohne Erklärung, ohne Sicherheit, dass man zurückkehren wird, werden eine Elfjährige und ihr kleiner Bruder allein auf die Reise nach Schweden geschickt, ins

Ungewisse. Der sichere Instinkt eines wachen Kindes sagt Peggy, dass es sich um ein Ereignis handelt, das mit nichts zu vergleichen ist und das Leben in ein Vorher und Nachher unterteilt. Mich hat Peggys Beschreibung regelrecht erschüttert, weil dadurch vieles aus meinem Leben wieder in mir aufstieg. Erinnerungen und Gefühle, gut verpackt und sehr tief in einer Schublade verstaut, die ich nur gelegentlich öffnen kann.

Mein Abschied, meine Trennung fand nicht auf einem Bahnhof statt, sondern an der Tür eines VW-Busses von Schleppern, die mich zum Flughafen Colombo auf Sri Lanka bringen sollten. Genau wie bei Peggy war die treibende Kraft hinter diesem Abschied meine Mutter. Sie schickte mich weg. Nicht weil sie mich nicht mehr bei sich haben wollte, sondern weil sie mich liebte und mein Leben retten wollte. Ich war zwölf Jahre alt, einerseits noch ein Kind, das weinen musste, als es begriff, dass ein fundamentaler Abschied bevorstand. Andererseits schon ein Jugendlicher, der mit seiner Arbeit, etwa dem Gemüseverkauf, zum Unterhalt der Familie erheblich beitrug. Und der schon alt genug war, um von den Tamil Tigers zum bewaffneten Kampf eingezogen zu werden. Seit acht Jahren bereits tobte ein Bürgerkrieg auf Sri Lanka. Meine Familie gehört zur Gruppe der Tamilen, einer benachteiligten Minderheit auf Sri Lanka. Die Mehrheit sind Singhalesen. Es gibt große Unterschiede zwischen diesen Ethnien: Wir sind Hindus, sie sind überwiegend Buddhisten, die Sprachen stammen aus unterschiedlichen Familien. Per se müsste das noch nicht zu einem Krieg führen, aber wenn viele andere Faktoren, unter anderem solche wie Besitz und Land, dazukommen, steigt die Wahrschein-

lichkeit, dass die Unterschiede die Oberhand gewinnen. Seit 1983 wurde gekämpft, paramilitärische Einheiten wie die Tamil Tigers gegen Regierungstruppen.

Auch wenn man noch so friedlich gesonnen ist: Niemand kann in einem Krieg neutral bleiben, in einem Bürgerkrieg schon gar nicht. Ich wäre mit Sicherheit dazu gezwungen worden, auf der tamilischen Seite mitzukämpfen. Das wollte meine Mutter verhindern, um jeden Preis. Sie hatte bereits ein Kind verloren, meine Schwester Ruji war an einer Nierenkrankheit gestorben. Ich war seitdem das älteste Kind und der älteste Sohn. Ich musste – im wahrsten Sinne des Wortes – aus der Schusslinie gebracht werden. Und außerdem meine Verantwortung für die Familie wahrnehmen, das ist bei uns so. Der älteste Sohn hat eine besonders privilegierte Stellung im Vergleich zu den nachkommenden Geschwistern. Aber er ist auch dafür verantwortlich, dass es der Familie gut geht. Das Wohlergehen der Familie hing nun davon ab, dass ich nach Deutschland emigrierte, bei meinem bereits in Hamburg lebenden Onkel unterkam und möglichst bald von dort aus die Familie in Sri Lanka unterstützte. Eine gigantische Aufgabe, deren Umfang und Schwierigkeiten mir natürlich nicht im Entferntesten klar waren. Meiner Mutter wahrscheinlich auch nicht. Denn zunächst bedeutete das für mich, allein nach Deutschland zu gelangen, illegal selbstverständlich. Für eine legale Einreise erfüllte ich keine einzige Bedingung.

Meine Abreise musste mehr oder weniger geheim vor sich gehen, auch um die Tamil Tigers nicht darauf aufmerksam zu machen, dass ein potenzieller Rekrut die Flucht ergriff. Ich begriff sowieso nicht genau, was mir bevorstand, aber

Meine Eltern, meine Schwester Ruji und ich,
gerade zweieinhalb Jahre alt

zusätzlich verwirrte und bedrückte mich, dass ich mich von niemandem verabschieden konnte. Nicht von meinen Großeltern, nicht von meinen Klassenkameraden, meinen Freunden, unseren Verwandten, Nachbarn und überhaupt von niemandem, der in meinem kleinen, jungen Leben eine Rolle spielte. Mein Vater wusste natürlich Bescheid, er stand dem Vorhaben jedoch äußerst skeptisch bis ablehnend gegenüber. Er umarmte mich zum Abschied und gab mir ein paar mahnende Worte mit. Ein großes Gespräch führten wir aber nicht mehr. Ich sah ihn erst sechzehn Jahre später wieder, meine Mutter nach fünfzehn Jahren. Doch das weiß man im Moment des Abschiednehmens ja alles nicht. Es hätte für immer sein können. So wie bei Peggy.

Peggy sagt: «Jede Trennung hat was von Tod. Sicher nicht nur für mich, aber für mich ganz besonders. Meine Trennungsängste nehmen schon idiotische Formen an. Weil nichts und niemand für mich austauschbar ist.»[4] Sie hat absolut recht. Ungewollte, insbesondere gewaltsame Trennungen fügen entsetzliche Schmerzen zu. Denen, die gehen, genauso wie denen, die bleiben. Als ich am 6. Januar 1991 an der Tür des VW-Busses stand, musste ich weinen, und sogar meiner Mutter kamen die Tränen. Noch nie, außer beim Tod meiner Schwester, hatte ich meine Mutter weinen sehen. Sie war der Inbegriff der Stärke für mich. Viele Jahre später zeigte sie mir einen Zettel, auf den sie an diesem Tag notiert hatte: «Heute wurde Umes abgeholt. Wir haben geweint, und er hat mich getröstet.»

Mütter und Väter

Meine Mutter war die treibende Kraft bei diesem im Grunde wahnsinnigen Vorhaben, mich allein nach Deutschland zu schicken. Sie setzte alle Hebel in Bewegung, um es in die Tat umzusetzen. Ihr war klar, dass es viele Unwägbarkeiten gab, dass sie mich nicht mehr würde beschützen können, wenn ich erst einmal auf dem Weg war. Aber was das im Einzelnen bedeutete, wusste sie definitiv nicht, das konnte sie auch gar nicht wissen. Sie wog einfach ab. Was war besser: dass sie den tollkühnen Versuch unternahm, mich aus dem Bürgerkriegsland hinauszuschaffen, oder darauf zu spekulieren, dass ich um die Rekrutierung und den wahrscheinlichen Tod herumkommen würde? Sie entschied sich für Ersteres. Eine große Rolle spielte auch die Hoffnung, dass ich in Deutschland bald Geld verdienen würde und damit die prekäre Lage der Familie in Sri Lanka linderte. Ihr Traum war, dass ich als Arzt zurückkehrte. Durch die Krankheit und den Tod meiner Schwester war sie von der Notwendigkeit überzeugt, dass wir einen vertrauenswürdigen Arzt brauchten, der sämtliche Familienmitglieder behandeln, möglichst heilen könnte und der ein respektierter, bedeutender Mensch würde. Wie unendlich schwierig ein Medizinstudium ist, konnte sie sich nicht vorstellen. Und dass ich erst einmal die Schule erfolgreich absolvieren und ein gutes Abitur machen musste – in einer fremden Sprache! –, darüber dachte sie nicht nach. Konkret war für sie

nur das: Der Junge muss weg von hier. Alles andere spielte keine Rolle.

Meine Mutter ist immer ein Vorbild für mich gewesen, mit ihrem Weitblick und mit ihrer Hartnäckigkeit. Sie fand sich nicht damit ab, dass die Chancen schlecht standen. Sondern dachte nicht nur in diesem Fall, sondern in allem: Wir müssen es versuchen.

Auf andere Weise war mein Vater ebenso ein Vorbild für mich. Ich habe sehr viel von ihm gelernt, unter anderem, wie man im Bürgerkrieg überlebt. Über die vielen Jahre hat er dafür gesorgt, dass wir alle ein Dach über dem Kopf hatten. Und wenn es ihm auch nicht immer gelang, uns drei Mahlzeiten am Tag zu bieten – etwas zu essen hat er stets für uns herangeschafft. Die emotionale Stärke und soziale Intelligenz meiner Mutter besaß er nicht. Aber er war Schachspieler und brachte mir bei, dass man wesentliche Elemente des Spiels in leichter Abwandlung auch gut auf das Leben übertragen kann: «Denk an morgen und an übermorgen. Sei sparsam und geh kreativ mit dem Wenigen um, das du hast.» Das gehörte zu seinen Grundprinzipien. Nachdem meine Schule kriegsbedingt geschlossen worden war, half ich ihm beim Gemüse- und Obstverkauf am Straßenrand. Mit der Zeit wurde ich erfolgreicher als er. Er hatte keinerlei Probleme, das anzuerkennen, und überließ mir von da an die Führungsrolle, auch die Kasse. In einer so hierarchisch geprägten Gesellschaft wie der tamilischen war das keine Kleinigkeit.

Peggys Vater Simon, genannt «Pudl», kenne ich natürlich nicht, aber er war mit Sicherheit ein ganz anderer Typ als mein Vater. Pudl wurde in Tarnopol geboren, damals gehör-

te die Stadt zum österreichischen Kronland Galizien, also Polen, seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs dann zur Ukraine. Peggys Verhältnis zu ihrem Vater ist gespalten. Er hatte, wie sie sagt, «schon reichlich drauflosgelebt, als er Mutti verführte. Er war 47, sie war 18, Tochter seines Freundes Ivan. (...) Pudl war das schwarze Schaf seiner Familie. Pudl war Spieler – Pokerspieler. Er hatte sicher auch noch einen anderen Beruf, aber das habe ich lange nicht gewußt. Daß er jobbte, schon. Er war eigentlich Auktionator. Im Grunde egal, denn er verspielte ja sowieso alles. Er wurde als Spieler zum unerwünschten Ausländer erklärt. Später, als das wichtig wurde, als Jude erst recht.»[5]

Peggy bewunderte ihn für sein gutes Aussehen, seine Eleganz, auch seine Gewieftheit, mit der er die Leute gelegentlich hinters Licht führte. Und weil er offenbar keinerlei Probleme darin sah, dass sein erstgeborenes Kind kein Junge, sondern ein Mädchen war. «Er liebte mich über die Maßen, verwöhnte mich sehr, obwohl ich eigentlich eine herbe Enttäuschung für ihn sein mußte. Statt zu essen, kotzte ich immer, war altklug, besserwisserisch und unerträglich.»[6]

Peggy nahm Pudl übel, dass ihre Mutter ihn im Übermaß liebte und emotional extrem abhängig von ihm war. Sie litt unter seinem Herumschweifen, seiner manchmal mehrtägigen Abwesenheit, wenn er beim Zocken war. «Wenn sie um ihn litt, haßte ich ihn. (...) Einmal, nach drei Tagen, hatte Mutti einen Nervenzusammenbruch. Sie warf sich laut weinend auf die Couch, trommelte mit Händen und Füßen dagegen. Wir hatten ja kein Telefon, aber an der Kreuzung stand ein Telefonhäuschen. Als Mutti ihn von da aus endlich mal irgendwo zu fassen kriegte, auch mir den Hörer runter-

reichte, damit ich ihn nach Hause locke, sagte ich nur: ‹Pudl, du bist ein Schwein›. Das tat mir später leid, weil es nicht das war, was Mutti sich wünschte. Und weil nicht mehr viel Zeit blieb, ihm Schönes zu sagen.»[7]

«Was Mutti sich wünschte» – Peggy war ein Mutterkind, ihre Mutter Hertha war der absolute Bezugspunkt für sie. Ich glaube, sie ist es bis heute geblieben.

«Meine Erinnerungen wechseln von Tag zu Tag, ganz nach Verfassung. Entweder nur eine Aneinanderreihung von Alpträumen. Oder so, daß es mir vor Sehnsucht und Verlangen das Herz zerquetscht und mir Tränen in die Augen treibt. Egal wie, jede Erinnerung hängt mit Mutti zusammen. Mit ihrer Anwesenheit oder Abwesenheit. Daran hat sich leider nichts geändert. Komisch – einerseits nie Kind, andererseits nie erwachsen.

Sie war klein. Mit wuschelig krausem schwarzen Haar. Sehr viel Haar. Meistens einen Knoten, um erwachsener und ordentlicher auszusehen. Riesige graue Augen. Ne große Nase. Und jede Menge Mund. Sie hat eine ganz duftende Haut gehabt, weil sie sich immer wusch. Wir waren sehr arm, so daß sie sich an so einem eiskalten Handstein in der Küche waschen mußte. Steinfliesen. Da stand sie jeden Tag und wusch sich von Kopf bis Fuß.

Und obwohl sie so abgearbeitet war, hatte sie Hände wie Lilien, weil sie sich immer mit Vaseline einschmierte. Nicht ein Riß an den Fingern, obwohl sie auch als Putzfrau arbeitete. Ihre ganze Haut war weich, der ganze Körper. Auch die Brüste, weil da Fleisch dran war. Ganz rund. Wenn ich besonders brav war, durfte ich bei ihr schlafen, mich zwischen ihren schönen duftenden Brüsten verstecken. An eine ande-

Ein echtes Schmusekind: Peggy und ihre Mutter Hertha,
Anfang der 1930er-Jahre

re Geborgenheit kann ich mich nicht erinnern. (...) Ihr Lachen und ihre Stimme. Wir wohnten in Parterre. Schon von weitem konnte man unser Fenstersims erkennen. Das einzige in der Straße, das hell geschrubbt war. Von wegen dreckige Juden. Und ihr Lachen war bis auf die Straße zu hören. Wie ansteckendes Leben. So wie aus anderen Wohnungen oft Musik dringt. Wenn ich ihr Lachen draußen hörte, wußte ich, wie sie aussah. Mit dem Mund ganz groß von Ohr zu Ohr und die großen Augen klein. So laut wie sie gelacht hat, hat sie auch geweint. Nur nicht so oft. Vielleicht habe ich auch bloß die Male mitgekriegt, wo es so laut war. Sie wollte kein Mitleid.»[8]

Wer das liest und sich Peggys Erscheinung vor Augen ruft, erkennt sofort, dass sie auch sich selbst beschreibt. Ihre Haare sind rot, aber das ist der einzige Unterschied. Der große Mund, die riesigen Augen, die ausgeprägte Nase, das Lachen und auf keinen Fall Mitleid, nach außen stark sein und sich niemals als Opfer fühlen – Peggy und Hertha sind quasi eins.